

*Das Verständliche war mir so recht wie das Rätselhafte.
Volker Sielaff*

Prolog: Tafelsüße

Verehrte Leserin, verehrter Leser, kennen Sie „Tafelsüße“? Mir war der Begriff nicht geläufig, bis ich ihn unlängst beim Frühstück in einem Hotel in Dresden auf einem unscheinbar wirkenden Tütchen entdeckte. Eher zufällig. Obschon mein Blick, das sei verraten, meistens nach Sprache, präziser gesagt, auf heimliche Wörtersuche geht. Nomen ist ja, wie selbst der Oberflächenlateiner weiß, nicht – wie könnte manch heutiger Schüler starkdeutsch sagen – „unoft“ ein Omen. Und zwischen Amen & Omen speist sich nicht nur unser ABC vom Alpha bis zum Omega-Z mit der Ordnung eines ganzen Denksystems. Das Buchstabenrevier nährt auch die vage Feststellung: So sei es! Was ist richtig? Was ist falsch? So sei es! Amen! Ob es wird, ist eine andere Frage. Ob es wird und: wie Sprache wird. Vermutlich haben gewiefte Werbetexter der Süßstoffmarke, die sich mit diesem Wörterfund der gesundheitsbewussten Unterstützung einer kalorienarmen Ernährung andient, den klingend-kapriziösen Namen auf den Leib geschnitten. Das Wort gefiel mir. Ich konnte natürlich nicht umhin, sofort mit dem Wort zu spielen und – Nomen est immer noch Omen – im Nu hatte ich die erlauchte Schultafel vor Augen. Kurios, dachte ich: Tafelsüße. Ich hätte ja auch an Tafelspitz denken können. Oder an das sozial engagierte und notwendige Gegenteil, die ehrenamtlichen Tafeln. Offenburg, Hamburg, Essen. Über 800 Tafeln sind es mittlerweile. Aber nein, es drängte sich die Schultafel auf. Dabei war die gute, alte Kreidetafel während meines Schülerdaseins alles andere als ein ästhetisch aufmunterndes Utensil, ein verlockender Sinnesreiz oder gar ein inspirierendes Lehr- und Lernmittel, das mir das Leben im Klassenzimmer wie auch immer versüßt hätte. Einerseits wollte sich mein pubertierender Kopfkörper während der Vom-Regen-in-die-Traufe-Jahre meiner stürmischen Adoleszenz allzu häufig nicht dazu bewegen lassen, wenigstens einen Hauch dessen zu ermessen und folgerichtig zu begreifen, was bisweilen auf unserer Klassenzimmertafel als verbindliche Norm zu lesen stand. Manche Wörter hatte ich – das sei zu meiner Verteidigung allerdings angeführt – niemals zuvor gehört oder sie lagen weit außerhalb meiner heranwachsenden Imagination, und die von meinen Lehrern erhoffte logische Erreichbarkeit nicht weniger Schulsätze verbat sich mir wie die erwünschte Richtung dem störrischen Esel. Ich trotzte bisweilen schlicht und einfach mitten hinein in ein anderes Universum, das für mich in den Wörtern und den daraus entbundenen Sätzen genauso innewohnte. Bedeutungsräume, die das Wort als solches buchstäblich, d. h. wortwörtlich beim Wort nahmen. Ein Wahrnehmungsgewebe, das dann, mindestens ebenso unvermittelt, obendrein auch noch vom Gefühl durchdrungen war, wie umgekehrt das Gefühl urplötzlich vom Gedanken schräg durchfahren wurde. „Sentimiento

(Gefühl)–pensamiento (Gedanke)“ – das reimte sich am Ende. Gefühl und Gedanke, da war kein Reim – „fühl“ und „danke“ – das trennte sich am Ende. Jahrelang konnte ich zwar nur den muttersprachlich spanischen Ausdruck „sentimiento“, denn der Übersetzung ins deutsche Wort „Gefühl“ sollte ich erst im Späteren meines ersten Lebensjahrzehnts über den Weg laufen, doch schon früh taumelte ich, nimmt man die verschiedensprachlichen Laut- und Rhythmusgenüsse noch dazu, ständig zwischen mehr als zwei Polen hin und her. Die widerborstigsten waren jedoch Gefühl und Gedanke. Stets im willigen Bestreben eines zuvorderst südländisch geprägten Mehrsprachlers, beide Wirklichkeiten auch im Deutschen zusammenzuführen. Besser noch: in Einklang zu bringen. In meiner andalusisch initiierten Vorstellungswelt waren Gefühl und Gedanke gewissermaßen vehement eins. Fast hätte ich geschrieben „wehement“. Auch schmerzlich eins einander. Irgendwann sollte ich deshalb, in Ermangelung eines treffenderen Begriffes, das Hauptwort „Fühlgedanke“ herauschälen und sich dem rational bereits zuvor empfundenen „Denkgefühl“ zur Seite stellen. Das liebe ich an der deutschen Sprache: das schier Grenzenlose, die Wirklichkeiten, die sich zeigen, verschieben oder mutieren, in bedeutenden Vorsilben nachzugehen, Wörter zu erweitern oder neu zu fügen. Nuancenwege zu entdecken. Nicht die sprichwörtlichen zwei Seiten einer Medaille, vielmehr ihre dritte Fläche, den Rand zu entdecken.

Andererseits konnte ich aber genauso schnell den „hinterbänklerisch-provinziellen“ Überblick verlieren, wenn ich zu meinem Leidwesen aufgefordert wurde, coram publico, d. h. vor der gesamten Klasse an der Tafel, etwas aufzuschreiben. So unverhofft und vorzeigehaftbar exponiert. So unversehens vor großen Lettern und näher noch am Wort. So ausgeliefert gleichzeitig Schreiber und Begriff zu sein und nicht distanziert wahrnehmender Betrachter. Die Buchstaben in einer erschlagenden Wucht und Präsenz vor mir *erstehend* und zittrig ich vor ihnen stehend. In einem für die sonst einen intimeren Schutzraum bietenden Schulhefte ungeheuerlichem Ausmaß, das jegliche Vertrautheit schwinden lassen musste. Aber wir wissen ja alle, die in irgendeiner Form mit den Idealen und den von besten Wünschen beseelten Vorgaben oder Herausforderungen der unterschiedlichen Bildungsansprüche zu tun haben: das Klassenzimmer ist ein besonderer Raum. Eine Richtschnurwirklichkeit für sich. Ein stringentes Prinzip. Ein eherner Standard, um nicht zu sagen: eine bisweilen lebensferne Direktive, die sich nicht so leicht davonwischen lässt wie der Staub oder die schlierigen Kreidespuren von der Tafel. Selbst dort, wo das Klassenzimmer erst einmal gefegt und aufgeräumt werden muss, wie mir eine Lehrerin erzählte, als sie von „ihrem“ Klassenzimmer sprach. „Auch ein Ritual“, wie sie meinte, bevor der eigentliche Unterricht beginnen könne.

Wäre *Tafelsüße* eine mögliche Metapher in diesem Buch? Vielleicht. Es wird sich zeigen. Zumindest steht die eigenwillige Konnotation gleichnishaft vor einer offenen Tür. Ein Zugang in die erste flüchtige Draufschau dessen, wie inspirierend Bedeutungshöfe sind, wenn sich Wörter aufs Unerwartete mit den ungestümen

oder selbstverständlichen Bedürfnissen und Notwendigkeiten der Alltagsrealien verbünden. In meinem Fall „Frühstück“ und „Tafelsüße“ oder „Zuckerersatz“ und „Schule“. Seien die Wörter nun aus dem Alltäglichen entnommen, quasi eins zu eins abgebildet, oder auf eine scheinbar rätselhaft Weise sprachlich aus ihnen ins Entlegenere verschoben. Dies geschieht zu jeder Zeit, an jedem Ort. Ich bin davon überzeugt, dass jeder Mensch eine unwägbare Portion *Tafelsüße* in sich trägt. Und ich will behaupten, dass jeder Mensch Poetisches und dessen Gesten in sich birgt. Die beste Voraussetzung, sich einem unbeschriebenen Blatt Papier anheim zu geben. Sich zuzutrauen.

Schreiben heißt, mit der Welt im Dialog zu stehen. Wer im Dialog steht, spricht. Und *sagt*¹. Benennt. Auch sich selber. Vor diesem Hintergrund bedeutet „Lyrisches Schreiben“, die poetische Sprache einfühlsam zu berühren und mit Sorgfalt zu verdichten. Eigenstimmig, mit der Stimme eigen.

Seit Jahren versuche ich bei Schülern² aller Schularten, den feinsinnigen und experimentierfreudigen Umgang mit Sprache zu fördern und nehme deshalb die jungen Menschen beim Wort. Ich nehme sie mit und aus ihren Wörtern und Worten ernst. Das Vermögen, zu sagen, was der Einzelne erlebt, *fühlt und denkt*, hängt unmittelbar mit dem Wortmaterial zusammen, das ihm zur Verfügung steht. Trotz aller Unkenrufe eine grandiose Voraussetzung, die eigene Sprache zu entdecken. Von Haus aus ein wunderbares Mitbringssel. Das klingt zunächst poetisch draufgängerisch, ist jedoch eine filigrane Herausforderung für diejenigen, die Sprache vermitteln.

Oft wird – wenn es um die (deutsche) Sprache geht – bei Schülern das „Defizitäre“ im Umgang mit ihr hervorgehoben und allzu gerne das Apokalyptische daran unterstrichen. Ich stelle mich in meinen Schreib- und Textwerkstätten, meinem Wagnis, das poetisch-literarische Vermögen von Schülern aufzugreifen, lieber auf eine bejahende Art und Weise den Gegebenheiten: Jede scheinbar noch so „mangelhaft“ wahrgenommene und als solche sanktionierte Sprache birgt Schönheit und die Qualität des Abenteuers. Wie schön, dass der Ausdruck „Wortschatz“ auch andere Blickweisen zulässt als lediglich die der rohen Quantität der Fehler. Ein einzelner Wortfund kann ein Schatz sein.

Ausgangspunkt meiner Anregungen in die „Poetischen Kritzel“³ von Schülern ist immer das Wort und die *wahr:nehmungen*, ihrer wahr:nehmungen, die das Wort begleiten. Das eigene Wort und das andere. Das fremde, das fremd-gebliebene, das fremdgemachte, das fremdgewordene. Das Wort als ein Zerrspiegel oder als eine Zustandsdichte dessen, was ist. Gefestigt oder lose durchhängend. Und das heißt auch das gleichzeitig stattfindende, das etablierte oder das ausfransende, das ungehörte oder das unerhörte Wort. Das Ohr, die Dinge so zu hören, wie sie die Verhältnisse und Umstände bedingen und in die Welt schicken, bietet Sprech- und Sprachmaterial ins Unerschöpfliche. Vermeintlich Inkorrektes, Zeitverbogenes oder Abgedroschenes – auch sie erzeugen eine Richtigkeit, sprich ein Ungefälschtes. Wird das Wort hernach in einem zweiten und dritten,

in einem „Mehr-Schritt“ bedachter vernommen, erfahren und gewählt, schenkt Sprache dem Menschen eine simultane Beziehung zu den Wörtern und eine bewusstere Identität, so meine Hoffnung. Zumindest aber dies: sich selbst erkennen und daraus etwas zu gestalten. Deshalb wäre mein Vorschlag, die Sprache jedes Einzelnen im Deutschunterricht mit einfachen Übungen und Methoden nicht „abzurufen“, sondern zu erkunden: Vom *w:ort* in den Satz. Vom Satz in die Verdichtung. Aus der Verdichtung in den Vers. Vom Vers vielleicht in ein Gedicht.

Nehmen Sie dieses Buch als Zeugnis eines zusätzlichen Umganges mit Sprache, als Ermutigung und lyrisch-poetische Fundgrube. Gestalten Sie mit ihm daraus Ihre eigene Schreibdidaktik. Nicht nach dem Motto „Anything goes!“, aber vielleicht unterm Wörterschirm einer Haltung, die der Vielfalt der Dichtung vertraut. Mit der Losung: „Sprache ist immer mehr als nur *m:eine*“. In den nachfolgenden Kapiteln ergeben sich Schreibaufgaben aus Erfahrungen, denen ich vertraut habe und nach wie vor vertraue. Da Sie Ihre Schüler über einen längeren Zeitraum kennenlernen und begleiten dürfen, sind die Arbeitsaufträge, die ich Ihnen ans Herz legen will, in einer bewusst offen gehaltenen, auf Varianten und Variationsmöglichkeiten hinweisenden, deskriptiven Sprache formuliert und nicht als direkte Instruktion ausformuliert, die Sie eins zu eins übernehmen sollten. So wie jeder erlebte Augenblick ein Mehr an Ereignissen schafft, sollten auch jedes Lehrverständnis und das zu leistende Lehrpensum im Hinblick auf die Unterschiedlichkeit der Schüler sich stetig verändernde Dimensionen sein. Diesem Grundgedanken folge ich. Wenn Sie „Lyrik“ mit diesem Verständnis zusätzlicher Wörteraugen unterrichten, dann werden auch Sie die Sprache(n) „zeitgenössischer“⁴ entdecken und können vielleicht einige meiner Gedanken und Ansätze in Ihre jeweilige Schulwirklichkeit übersetzen. Erkenntnisse, die ich (oft auch zu meiner Überraschung) im Laufe der Jahre gesammelt habe und Ihnen deshalb vorstellen möchte. In Schulwirklichkeiten übertragen, die, so vermute ich, jeden Tag auch Ihre für mich bewundernswerte Genauigkeit und uneingeschränkte Fürsorge erfordert und fordert. So wie das Gedicht selber, das in all seinen Erscheinungsformen mit Bedacht herausgelockt sein will und sich doch in einem Aspekt elementar treu bleibt: Lyrik ist verdichtetes Sagen, selbst beim Umfange poetischer Würfe eines Lukrez⁵, der wie Enzensberger⁶ 1963 in seiner „gebrauchsanweisung“⁷ anführte, „sich und seinen lesern in einem gedicht 7415 zeilen abverlangte.“ Und doch ist „abverlangen“ leider auch ein Wort des Zwanges. Ich sehe es versöhnlicher: Trauen Sie Ihren Schülern, wenn es sich ergibt, noch mehr Verszeilen zu oder aber auch nur zwei oder drei. Vier und fünf und noch mehr Gedichte. Vor allem indes: Trauen Sie sich selber das Lesen von Gedichten zu. Ich weiß, das heutige Gedicht verändert sich auf multimediale, unüberschaubare Weise und in einer Informationsschnelligkeit, wie es wohl niemals zuvor der Fall war. Und dann doch wiederum auch so kontinuierlich, wie sich das Gedicht immer in ein neues Zeitalter eingeschrieben hat. Heute, das mag der Unterschied sein, vielleicht sprunghafter, weil wir „Zugriff“ haben auf

die entlegensten Orte und Publikationen dieser Welt und, sprechen wir eine der Sprachen dieser entlegenen Winkel und Lebensvisionen, die wir uns per Internet nach Hause holen, sind auch die Einflüsse wirkungsrelevanter als jemals zuvor. Doch eines ist geblieben und das meine ich mit „Kontinuität“: Das Gedicht (er)klärt sich beim Lesen, verleiht eine Zeit und die Zeit des Nachspürens, Nachdenken, Nachführens. Unsere beispielsweise, in der vom „gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Umbruch“ oder vom „historischem Wandel“ gesprochen wird: Hunger, Klima, Umweltkatastrophen, Migrationen am einen, Globalisierung, Hochtechnologie und Informationsgesellschaft am anderen Ufer. Dazwischen das Ineinanderfließende. Der Fluss ist Fluss und ist auch wir. Stören Sie sich deshalb nicht an manch ironischer Wendung und – knapp bemessen, aber doch hin und wieder eingestreut – am Anflug einer nicht zu unterdrückenden Polemik. Vom Dichterfürsten⁸ bis zum Realpoeten⁹ – vieles sei in diesem Buch ein fündiger Streifzug. Von meinem Werdegang als Dichter aus betrachtet. Auf meinen Erfahrungen beruhend und wahrnehmend. Mehr kann ich nicht leisten, da ich den Blick auf die Lyrik nicht auf die klassisch überlieferten Gedicht-Formen richte, sondern auf Prozesse der Verdichtungen von Schülern. Als eine Art, sich Gedichten zu nähern. Vielleicht regt meine Betrachtungsweise auch Ihre Phantasie an, sich in die Verfahren des „lyrischen Schreibens“ hineinzulesen und die Sprache der Dichtung(en) als Vielfalt und eine sich ständig verändernde „Kommunikationshaltung“ anzunehmen.

José F. A. Oliver

Schrei nicht

So! Hör auf
Die Ruhe der
Gegenstände.

Anton G. Leitner¹⁰

Anmerkungen

- 1 *Sagen* im Sinne einer poetologischen Ausführung von Hilde Domin. Sie schreibt in ihrem Buch *Wozu Lyrik heute?* „Es kann gar nicht genug gesagt werden, dass Kunst von Mut lebt. Am meisten aber die Dichtung, die sich nicht herausreden kann, sondern hineinreden muss. Sie ist geradezu eine Erziehung zum Mut, verdirbt ohne ihn, er ist so wichtig wie handwerkliches Können. Der Mut, den der Lyriker braucht, ist dreierlei Mut, mindestens: der Mut zum Sagen (der der Mut ist, er selbst zu sein), der Mut zum Benennen (der der Mut ist, nichts falsch zu sagen oder umzulügen), der Mut zum Rufen (der der Mut ist an die Anrufbarkeit des anderen zu glauben). Durch dieses Nadelöhr seines Ich muss er hindurch ins Allgemeine: in die punktuelle, die paradoxe Wahrheit der unwiederholbar einmaligen und zugleich doch beispielhaften Erfahrung ...“

- 2 Ich verzichte im Sinne der Lesbarkeit auf die Formulierungen „Lehrer und Lehrerinnen“ bzw. „Schülerinnen und Schüler“ und verwende ausschließlich die Pluralformen „Lehrer“ oder im anderen Falle „Schüler“. Nur dort, wo es mir geschlechtsspezifisch relevant erscheint, benutze ich beides, sowohl die männliche als auch die weibliche Form (frei nach Ulrike Wörner, Tilman Rau und Yves G. Noir in ihrem Buch *Erzählendes Schreiben im Unterricht*).
- 3 „Poetische Kritzel“ ist der Titel der Mappen mit Texten der Schüler an der Realschule Ostheim, während meiner fünfjährigen Tätigkeit als Dozent für „Lyrik an der Realschule Ostheim“ publiziert wurden. Ein Projekt des Literaturhauses Stuttgart, bei dem ich gemeinsam mit einem Lehrer, im Tandem, „Lyrik“ unterrichtet habe. Einerseits wollte ich das Wort „Gedicht“ schützen, andererseits sollte jeglicher Druck von den Schülern genommen werden, ein Gedicht schreiben zu müssen. Deshalb „Poetische Kritzel“.
- 4 Auf den Begriff der „Zeitgenossenschaft“ werde ich zurückkommen.
- 5 Lukrez war ein römischer Dichter und Philosoph im 1. Jahrhundert v. Chr.
- 6 Hans Magnus Enzensberger, deutscher Dichter und Essayist. Geboren 1929 in Kaufbeuren.
- 7 Enzensberger publizierte diese *gebrauchsanweisung* in seinem Gedichtband *landessprache*.
- 8 Eine meiner Deutschlehrerinnen bezeichnete Goethe immer als „Dichterfürsten“.
- 9 Der Schriftsteller Matthias Politycki definiert „Realpoeten“ wie folgt: „Realpoeten sind Lyriker, die in allererster Linie für Leser schreiben, ob sie dabei mehr ins Sprachexperimentelle oder ins Erzählerische gehen, ist sekundär. Sie möchten eine Erfahrung nicht nur irgendwie zu Papier bringen, sondern mitteilen, mehr noch: mit ihren Lesern teilen. Und tragen also immer Sorge, dass die poetische Botschaft auch ankommt“ (in: *Das Gedicht*, Editorial, Bd. 20, Oktober 2012).
- 10 Anton G. Leitner, geb. 1961. Jurist, lebt aber seit vielen Jahren als Lyriker, Kritiker und Verleger in Weßling (Landkreis Starnberg). 1992 gründete er die Jahresschrift *Das Gedicht*, die er bis heute editiert.